

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
<b>Herausgeber:</b>	Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
<b>Band:</b>	15 (1939-1940)
<b>Heft:</b>	38
<b>Artikel:</b>	Im Dienste der Heimat
<b>Autor:</b>	Mattes, Eugen
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-712697">https://doi.org/10.5169/seals-712697</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

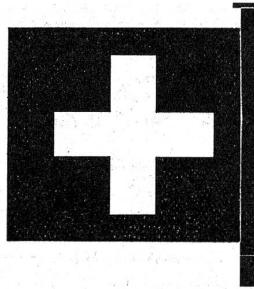
### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Hundert Jahre



# Schweizerfahne

21. Juli 1840—1940.

Für den schweizerischen Wehrmann ist der Fahneneid zweifellos einer der wichtigsten und erhebendsten Momente seiner ganzen militärischen Tätigkeit, und wenn er im Laufe von Wochen und Monaten durch allerhand Ereignisse und Begebenheiten dientlicher und außerdienstlicher Natur aus dem geraden Geleise zu werfen gedroht wird, wenn der «Tropenkoller» an seinen geistigen Kräften zehrt und sie zu zermürben droht, dann kann ein Hinweis auf das «Weiße Kreuz im roten Feld», dem er aus tiefster Ueberzeugung treue Heerfolge geschworen hat, wahre Wunder wirken. Diesem Feldzeichen, «das den Sieg behält», will er auf keinen Fall Unehre machen, und im Gedenken an seinen Treuschwur werden Grillen und Sorgen verscheucht, und freudig tritt er wieder in die Reihen seiner Kameraden.

Es ist etwas Eigenartiges um die Schweizerfahne, um den Respekt und die tiefe Ehrfurcht, die jedermann, nicht nur der Soldat im Wehrkleid, der sich durch seinen heiligen Schwur an sie gekettet fühlt, empfindet, wenn das weiße Kreuz im roten Feld auf unsern Mobilmachungsplätzen im Winde flattert oder inmitten ausziehender oder aus dem Felde heimkehrender Marschkolonnen freundlich grüßend und ehrfurchtsvoll begrüßt durch unsere Dörfer und Städte zieht. Und es lohnt sich wohl der Mühe, wieder einmal vom Werden, von der Geschichte der Schweizerfahne etwas zu sagen, um so mehr, als in diesen Tagen hundert Jahre verflossen sind, da die Fahne in ihrer jetzigen Gestalt zum Bataillonsfeldzeichen des schweizerischen Heeres erklärt worden ist.

Die Schweizerfahne ist so alt wie das Schweizervolk, nur hat sie in bezug auf ihre Form im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Wandlungen erfahren. Die alten Kriegsfahnen der Eidgenossen, die heute noch da und

dort in Museen aufbewahrt werden, gehören, so unscheinbar und fetzenhaft sie auch aussehen mögen, doch zu den kostbarsten Reliquien unserer Geschichte, denn unter ihrem Wehen haben unsere Vorfahren die Freiheit erstritten und im Kampfe mit Oesterreich, Burgund und dem Römischen Reiche des Landes Unabhängigkeit und Ruhm begründet und den Ruf von der wilden Tapferkeit unseres Volkes über den ganzen Erdboden verbreitet.

Ursprünglich führten die alten Schweizer, wenn ihre Harste ihrem obersten Herrn, dem deutschen Kaiser, Hilfe leisteten, ein einfarbiges rotes Banner als Zeichen ihrer reichsfreien Stellung, wie es der Schwyzer Dichter Meinrad Lienert sagt:

«Sie händ zum Chnüttel griffe,  
Zuem Fähndli füürzündrot...»

Wie das weiße Kreuz in das «füürzündrote» Feld hineingekommen ist, erzählt uns der Berner Stadtschreiber Konrad Justinger in seiner vortrefflichen, aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammenden Chronik. Schon ums Jahr 800 war die Krone Kaiser Karls des Großen mit einem Kreuz geschmückt, ebenso die Münzen und der Reichsapfel. Auch die Kriegsfahnen Konstantins des Großen führten im blutigroten Felde das Christuskreuz, von dem Eusebius von Cäsarea nach der Legende seinem Kriegsherrn prophezeit haben soll: «In hoc signo vinces — In diesem Zeichen wirst Du siegen.» Dieses Siegeszeichen trugen ebenfalls die Sturmfahnen der beiden Gegenkönige Albrecht von Oesterreich und Adolf von Nassau in der Schlacht von Göllheim (1298), wie in der Reimchronik des Ottokar von Steyer geschrieben steht:

«Das Veld in rotter Varb,  
Da inn was emmiten  
Ain weiß Chreuz geschnitten.»

Es galt, das Lokal zu räumen und in ein Kantonnement zu verwandeln. Die Säcke wurden abgelegt und jeder griff zu. Bald waren alle an der Arbeit. Ruedi ging mit einem Besen den Spinnweben zu Leibe, die sich überall mit großer Freiheit in den Winkeln und Ecken breit machten. Leutnant Bärwart stand mitten im Trubel und maß mit kritischen Blicken den Raum.

«Mich wundert, wie ich hier 70 Mann einquartieren soll», brummte er mißmutig. «Bieridee, saublöde.»

«Das Gebälk ist gut. Hier ließe sich ohne Schwierigkeit ein Stockwerk einbauen», warf Fredy ein, der eben in der Nähe stand. Bärwart, in Zivil Architekturstudent, besah sich die Sache und sprach: «Die Idee ist gut, Ruegg. Aber woher Holz nehmen?»

«Das werden wir morgen der Gemeinde abzuknöpfen versuchen», mischte sich Korporal Hoch ins Gespräch. «Schließlich muß man etwas unternehmen, wenn soviel Leute hier herein müssen.»

«Gut! Ausführen! Aber beizeiten, Hoch. Wenn die Leute merken, was sie alles schwitzen müssen fürs Militär, werden sie geizig, ich kenne das. Es ist keine Kleinigkeit, tausend Mann in diesem Kaff unterzubringen. Es hat ja nicht einmal soviel Einwohner. Der Gemeinderat wird graue Haare kriegen, bis alles klappt. Nun aber macht, daß ihr ins Nest kommt.»

Bärwart ging und grinste. Die Soldaten schlügen die Absätze zusammen und jeder suchte ein Plätzchen, um sich niederzulegen, aber alle hatten mit dem besten Willen nicht Platz

## IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(10. Fortsetzung)

Rasch zog jeder sein Zelt unter dem Tornisterdeckel her- vor und legte es über die Schultern. Das schützte vor dem Aergsten. Im Dunkel formierten sich die Züge und bald ertönte das Kommando zum Abmarsch. Man war mitten in einem Dorf. In den Häusern flammten die Lichter auf. Fensterläden wurden aufgerissen und notdürftig gekleidete Menschen schauten heraus, um zu sehen, was es da gebe. Der Schein einer Taschenlampe geisterte an einer Hauswand hinauf und beschien einen kurzen Augenblick eine schöne Mädchengestalt, die an einem Fenster stand und sich sofort abwandte. Ruedi sah sie noch eben davoneilen. Dann war es wieder dunkel. «Unser Kantonement ist die Turnhalle», hörte er Leutnant Bärwart sagen. Eine Turnhalle gab es noch in diesem Ort. Dann war es nicht so schlimm. Vor einem dunklen Gebäude wurde haltgemacht. Korporal Hoch öffnete die Türe und drehte das Licht an. Es sah nicht sehr einladend aus in dieser Turnhalle. Das Gebäude war ein gut gebauter Schopf. Balken, die aus einem Abbruch stammen mochten, wurden da aufbewahrt und zwischen einigen Turngeräten lagen Sandsäcke und Ziegel herum. Alle waren enttäuscht. Sie hatten sich unter einer Turnhalle etwas ganz anderes vorgestellt. Aber da half kein Besinnen.

Als die Schwyzer 1298 ihrem Herrn, dem Kaiser Rudolf von Habsburg auf einem Heereszug nach Burgund Gefolgschaft leisteten, soll er ihnen aus Dankbarkeit «das Heilig rich» an die obere rechte Ecke ihres Fähnleins geheftet haben, oder wie Konrad Justinger erzählt, daß «die von Switz vor alten Zeiten taten ein gros hilf einem römischen König gen Eligur (Héricourt) und des weges hin, und waren do so manlich, daz inen der König gab an ir roten panner das heilig rich, daz ist alle Waffen und Instrument der heiligen marter unsers herren Jesu Christi». Diese Auszeichnung war für die alten Schweizer um so bedeutsamer und willkommener, als sie ja gewohnt waren, «vor der Schlacht ihre Knie zu beugen und zu Füßen ihrer Ehrenzeichen zu beten». Das Christuskreuz sollte sie im Schlachtgetümmel daran erinnern, daß es nicht nur ein Blut zu vergießen gilt für Ehre, Ruhm, Landgewinn und Geldvorteil, sondern auch eines, das vergossen wurde zur Erlösung aller Menschen aus Sünde und Schuld, Haß und Mißtrauen.

Vielgestaltig in Form und Farbe waren die Kriegsfahnen der alten Eidgenossen. Wenn die Obrigkeit bei drohender Kriegsgefahr oder auf beschlossenen Kriegszug hin ein *Aufgebot* erließ, so erging durchs ganze Land die Lärmtröhre, von den «Chutzen» loderten die Feuer, und nach der Erfindung des Schießpulvers erdröhnten von den Burgen und Schlössern die «Loschüsse». Ohne Verzug strömte die waffenfähige Mannschaft der Städte, Dörfer, Territorien, Talschaften und Vogteien mit ihren Pannern, Venlein, Schützenfahnchen oder Rennfahnchen auf den Sammelplatz, wo sich die verschiedenen Panner oder Fahnengenossenschaften unter das obrigkeitliche Panner stellten. Mit Eifersucht hielt auch das kleinste Kontingent streng darauf, daß seinem Panner oder Fähnlein sowohl auf dem Marsche als auch in der Schlacht die ihm zukommende Ehre und Rangordnung zuteil werde, was für die Anführer meistens eine recht mühselige, oft schikanöse und zeitraubende Arbeit bedeutete. Da wollte eine Pannerschaft das urkundliche Recht besitzen, in die Vorhut gestellt zu werden, andere wollten im Gewalthaufen, noch andere in der Nachhut sein, die einen auf dem rechten, die andern auf dem linken Flügel kämpfen usw. Mit diesem Geschäft vertrödelten z. B. die Eidgenossen vor der Schlacht bei Murten den ganzen Vormittag im

und draußen liegen konnte man nicht bei diesem Wetter. Obwohl die Soldaten lagen wie in einer Sardinenbüchse, Hoch, Fredy und Ruedi mußten sehen, irgendwo eine andere Schlafstätte aufzutreiben.

«Wenn nur eine Wirtschaft in der Nähe wäre», sagte Ruedi. «Ein warmer Kaffee würde gut tun.»

«Du nimmst es mir aus dem Maul», lachte Hoch. «Ich sah da weiter oben im Vorbeigehen so etwas. Wir wollen einmal nachsehen, vielleicht haben wir Glück.»

«Kommst auch mit, Fredy?», wandte sich Ruedi an seinen Kameraden.

Fredy, der wie Ruedi wohl gesehen, zugunsten eines andern auf seinen Platz verzichtet hatte, nickte nur mit dem Kopf.

Bald war die Wirtschaft gefunden, aber sie war zum Platzen voll von Offizieren, Unteroffizieren und Meldeläufern, die noch zu tun hatten.

Eben wollte Hoch, der vorangegangen war, kehrt machen, als die Stimme Bärwerts ertönte: «Hoch, Rüegg, Gerber, daher!»

«Dort hinten in der Ecke hat es noch ein Plätzchen, wenn ihr euch ein wenig schmal macht. Außerdem gute Fliegerdeckung.» Damit machte er eine bezeichnende Bewegung gegen den Tisch hin, wo der Bataillonsstab sich niedergelassen hatte. Lachend zogen sich die drei in den bezeichneten Winkel zurück.

«Oha, Polsterbänke gibt es hier noch», lachte Hoch, indem er sich niederließ. «Feudal, fast zu nobel für uns Soldaten.»

Walde von Galmiz bei strömendem Regen, obwohl es sich nur um die Bildung von drei Schlachthaufen handelte. Ein Wald von Fahnen mit allen nur möglichen wilden Tieren bemalt, flatterte über diesen Carrés, so daß man das Hauptpanner mit dem Bären, wie auch diejenigen der übrigen sieben eidgenössischen Stände nur mit Mühe unterscheiden konnte. Von der Unzahl der Fahnen und Fähnchen kann man sich einen Begriff machen, wenn es heißt, daß dem Berner Bär allein nicht weniger als 48 Spezialpanner folgten. Es bestand deshalb die Verordnung, daß mit Beginn der Schlacht alle «Ehrenzeichen» der untertänigen Städte, Landschaften und Vogteien «unterschlagen», d. h. aufgerollt werden mußten und nur noch die Fahnen der souveränen und diejenigen, die mit ihnen verbündeten selbständigen Orte durften offen getragen werden. Um den Fahnenwald zum vornherein nicht allzu üppig ins Kraut schießen zu lassen, kam es etwa vor, daß die kriegsführende Obrigkeit ihren Städten und Landschaften schrieb, sie sollten nur ihre Panner und Fahnen daheim lassen, damit sie nicht brauchten «unterschlagen» zu werden. Dies tat z. B. im Jahre 1536 der Berner Schultheiß Hans Franz Nägeli, als er einen Auszug von 5000 Mann aufbot zur Eroberung der Waadt. «Uewer Zeichent sollent in deheimer lase.»

Zwischenhinein sei die interessante Tatsache festgehalten, daß nicht nur die Eidgenossen das weiße Kreuz in ihrem roten Fahnenfelde führten. Die meisten schweizerischen Fahnenammlungen und vor allem die Diebold Schillingschen Bilder beweisen, daß nicht selten auch in den Reihen der Feinde, gegen die die Eidgenossen kämpften, das weiße Kreuz im roten Felde zu sehen war. So befindet sich im Schulhaus von Dieße auf dem Twannberg eine quadratische Fahne mit durchgehendem weißem Kreuz im roten Feld, die die Krieger dieser Gemeinde in der Schlacht von Murten den Burgundern abgenommen haben. Eine gleiche Fahne wird im Historischen Museum in Solothurn aufbewahrt als Siegestrophäe aus der Schlacht bei Dornach. Ferner führten St. Ursus, der Schutzheilige von Solothurn, Mauritius und Viktor von der Thebäischen Legion, die Mönche des Johanniterordens und selbst St. Georg, der Drachentöter, das weiße Kreuz im roten Feld als ihr Ehrenzeichen.

(Fortsetzung folgt.)

Der heiße Kaffee tat gut. Draußen hörte man eine Wagenkolonne vorüberfahren. Der Trainoffizier, ein witziger Appenzeller, der wegen seiner Aehnlichkeit mit Napoleon nur «Näppi» genannt wurde, trat ein. Tropfnäß wie er war, meldete er dem Kommandanten die Ankunft der Trainkolonne, die schon zwei Tage unterwegs war. Diese armen Teufel, die Führer und Trainsoldaten, hatten einen strengen Marsch durch Sturm und Regen hinter sich.

Die Uhr wies die 3. Morgenstunde. Die Wärme und der Tabakqualm machte die Männer schlafrig. Unbemerkt fielen Ruedi die Augen zu. An Fredy gelehnt schlief er bald tief und fest. Auch Hoch war eingenickt und schnarchte, den Kopf neben dem leeren Kaffeeglas auf den Tisch gelegt, wie eine Sägemühle. Nur Fredy wachte bei seinen Kameraden und sann vor sich hin. Die Wirtsstube leerte sich langsam und Fredy legte die beiden Schlafenden auf die Polsterbank, bat sich vom Wirt zwei Decken aus und deckte sie zu. Erst als der fahle Schein des beginnenden Tages durch die Fenster fiel, weckte er sie wieder. Schlaftrunken fuhren sie auf.

«Es wird Zeit zur Tagwache», mahnte er leise.

«Wenigstens doch noch ein paar Stunden im Trockenen geschlafen», sagte Hoch. «Es war gar nicht so übel auf diesem Polster.»

Eine schlechte, verbrauchte Luft war im Lokal und die drei beeilten sich, hinauszukommen.

Die Behörden von Irgendwo hatten das Holz für den Ausbau der Turnhalle zur Verfügung gestellt. Unter den Kanonieren

# Die feierliche Fahnenübergabe an die Fliegertruppe

«Fliegersoldaten — Achtung steht!» Mit metallener Stimme hat es der Kommandant befohlen und wie aus einem Guß gegossen, steht die Kompanie unbeweglich, gegenüber der mit der Schweizerflagge geschmückten Kanzel. Ein paar Schritte daneben halten sich sieben junge Leutnants mit den Fahnen. Im rechten Winkel dazu stehen die Flieger-Abteilungskommandanten mit den Fahnenwachen, gerade gegenüber den Tausenden von Zuschauern, die von der Bundeshauptstadt in Scharen hinausgepilgert sind, um am Sonntagmorgen der einfachen, ergreifenden Zeremonie der Fahnenübergabe an die Fliegertruppen beizuwohnen.

Die Musik des Generalbataillons bläst zum Empfang des Oberbefehlshabers der Armee einen flotten Marsch. Von den Ovationen der Menge umgeben, tritt General Guisan in das große Viereck und schreitet in Begleitung von Generalstabschef Oberstdivisionär Huber und von Oberstdivisionär Bandi die Ehrenkompanie ab. Die hohen Offiziere nehmen ihrerseits Aufstellung vor der Kanzel. Dahinter stehen, flott ausgerichtet, sechs C.-35-Flugzeuge, flankiert von zwei Messerschmitt-Dreierstaffeln.

Der Feldprediger Hptm. Epprecht (Zürich) betritt als erster die Kanzel zu einer kurzen Ansprache, in der er vor allem den Dankgefühlen Ausdruck verleiht. Dank den tapfern Fliegerkameraden, die im Dienste des Vaterlandes gefallen sind und vor deren Gräber wir uns in Demut und Ehrfurcht neigen. Dank sodann aus vollem Herzen an Gott für das Wunder der Verschonung vor dem Krieg. Der Feldprediger beschließt seine feierlichen, prächtigen Worte mit dem Gebet unserer Väter:

«Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen. Im Namen Gottes wollen wir die Fahnen erheben!»

In ähnlichen Gedankengängen grüßen der welsche und der Tessiner Feldprediger die jungen Toten der Fliegerwaffe und die Fahnen, welche den Fliegertruppen übergeben werden.

Die sieben Bannerträger stellen sich vor dem Altar auf und die Fahnen senken sich. Feldprediger Epprecht spricht ein kurzes Soldatengebet und segnet die Anwesenden. Der katholische Feldprediger Hptm. Leber (Lugano) gibt hierauf den Soldaten und den neuen Abteilungsstandarten die Benediktion. Die Kapelle spielt: «Trittst im Morgenrot daher.»

Nun steigt der General auf die Kanzel und spricht. Nur ein paar kurze Worte. Aber so prägnant und eindringlich, daß sie den Soldaten und Zuhörern im Gedächtnis haften werden. Auch er gedenkt in ehrenden

Worten der toten Fliegerkameraden, welche als Wächter unseres Himmels gefallen sind. Er weist sodann auf die hohe Bedeutung der Fahne hin: der Soldat beschützt seine Fahne. Aber die Fahne beschützt auch den Soldaten, indem sie unser schweizerisches Ideal verkörpert. Ein Ideal zum Leben. Ein Ideal zum Durchhalten, ein Ideal zum Sterben. Wir brauchen gar nicht weiter zu suchen in dieser schweren Zeit. Es genügt, wenn wir uns auf uns selbst besinnen. Darum kennt der heutige Moment kein anderes Gebot als

Schweizerisch denken,  
Schweizerisch leben,  
Schweizerisch bleiben.

Vor der Kanzel nimmt der General die Fahnen, auf welcher je der Name der betreffenden Fliegerabteilung steht, aus der Hand der jungen Leutnants. Jeder Abteilungskommandant, gefolgt von der Fahnenwache, marschiert heran. Der Kommandant meldet sich und empfängt aus der Hand des Oberbefehlshabers die Abteilungsfahne mit einem kurzen Wort, das er mit dem Versprechen quittiert, die Fahne stets in Ehren zu halten. Der Abteilungskommandant gibt die Fahne weiter an den Fähnrich-Unteroffiziersadjutanten. Der General grüßt die Fahne, während die Ehrenwache ans andere Ende des Vierecks marschiert. So übergibt der General an alle sieben Fliegerabteilungen ihre Fahnen.

Zugleich überfliegt eine Fünferstaffel in eleganten und präzisen Evolutionen und grüßt auf ihre Art die Vaterlandsembleme.

Dann Stille. Der General, der Generalstabschef und der Waffenchef der Fliegertruppe grüßen die sieben Fahnen, die sich vor dem Publikum, am andern Ende des Platzes aufgestellt haben. Im selben Moment fällt die Militärmusik ein und spielt «Heil dir, Helvetia», während alle Soldaten in Achtungstellung stehen.

Der General verläßt mit seinem Stab den Flugplatz, die Ehrenkompanien mit der Fahne an ihrer Spitze, marschieren heim. Schon wieder donnern die Motoren: Die zur Zeremonie aufgestellten Flugzeuge machen sich zur Heimfahrt bereit. Die Leute heben die Köpfe und bewundern die Sechserstaffel der Messerschmitt-Flugzeuge, die im pfeifenden Tiefflug dem aufziehenden Gewitter entgegenfliegen, präzis drehen und nochmals in prächtigen Evolutionen die Geschicklichkeit unserer Flugwaffe vordemonstrieren.

Unsere Schweizer Flieger haben ihre Fahnen erhalten. Mögen sie stets im Winde der Freiheit flattern, wie der General treffend sagte.  
H. F.

---

hatte es etliche Zimmerleute und Schreiner, die sich ohne Verzug mit andern ans Werk machten. Ueberall im Dorfe waren die Soldaten daran, ihre Unterkünfte auszubauen und zu verbessern. Scheunen und Schöpfe wurden ausgeräumt, Zimmer requirierte und Ställe ausgefegt. Die Bevölkerung stand auf der Straße und sah dem ungewohnten Treiben zu. Manch einer der Bürger schimpfte und wetterte, wenn die Soldaten an seine Türe klopften oder ungefragt etwas ausräumten. Aber diese kehrten sich nicht daran, denn wo sie Befehl hatten, da zogen sie ein und ließen sich durch keine Flüche und Drohungen abschrecken.

Schon nach wenigen Tagen war alles gut untergebracht und eingerichtet und die Leute gewöhnten sich daran, Soldaten im Dorf zu haben. Die Turnhalle war ausgebaut und war ein recht schönes Kantonnement, in dem sich die Kanoniere daheim fühlen konnten. Dem Befehl, sich für den Winter einzurichten, war man nachgekommen. Ofen wurden installiert, gedeckte Waschgelegenheiten und vieles andere. Selbst ein Radio wurde aufgetrieben, um in den freien Stunden ein wenig Unterhaltung zu haben.

Nach seiner Fertigstellung wurde die Turnhalle als «Hotel Thurgovia» festlich aus der Taufe gehoben. Der kleine Müller hatte zu diesem Anlaß ein Faß Bier gestiftet. Zwar mußten die Feldbecher als Biergläser dienen, aber das tat der Fröhlichkeit keinen Abbruch. Das Bataillonsspiel, das hier ebenfalls Unterschlupf gefunden, hatte eine Ländlerkapelle zusammengestellt, die nun ihre fröhlichen Weisen ertönen ließ. Ein Verseschmied faßte die wichtigsten Ereignisse in einer Schnitzelbank zusammen, die schallendes Gelächter auslöste und Joggeli der Paukist machte den Conférencier, der einer Varietébühne wohl angestanden wäre, wenn auch die Witze, die er mit glänzender Mimik vorbrachte, aus der «dritten Schublade» stammten, wie er lachend gestand. Sogar Fredy verzog dann und wann den Mund. Leutnant Bärwart war auch dabei und war der fröhlichsten einer. So hatten sich die Soldaten in dem anfänglich verlästerten Dorfe Irgendwo ganz heimelig eingerichtet und es war weit über die Stunde des Zimmerverlesens hinaus, als an diesem Abend der letzte ins Stroh kroch.

(Fortsetzung folgt.)